

ARON GURWITSCH
DIE MITMENSCHLICHEN BEGEGNUNGEN

PHÄNOMENOLOGISCH-PSYCHOLOGISCHE
FORSCHUNGEN

Herausgegeben von

C. F. GRAUMANN und A. MÉTRAUX

Band 16



1977

WALTER DE GRUYTER · BERLIN · NEW YORK

ARON GURWITSCH

**DIE MITMENSCHLICHEN
BEGEGNUNGEN IN DER MILIEUWELT**

Herausgegeben und eingeleitet von A. Métraux



1977

WALTER DE GRUYTER · BERLIN · NEW YORK

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Gurwitsch, Aron

Die mitmenschlichen Begegnungen in der Milieuwelt / hrsg. u. eingel. von
A. Métraux. – Berlin, New York: de Gruyter, 1976.

(Phänomenologisch-psychologische Forschungen; Bd. 16)

ISBN 3-11-004939-2

©

Copyright 1976 by Walter de Gruyter & Co, Berlin, vormals G. J. Göschen'sche
Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner ·
Veit & Comp., 1000 Berlin 30

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch
nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus auf photomechanischem Wege (Photo-
kopie, Mikrokopie, Xerokopie) zu vervielfältigen.

Satz und Druck: Hofmann-Druck KG, Augsburg

Bindearbeiten: Lüderitz & Bauer, Berlin

Printed in Germany

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	VII
---------------	-----

ABSCHNITT I DAS TRADITIONELLE PROBLEM

§ 1 Der Ausgangspunkt der traditionellen Theorien	3
§ 2 Die gemeinsame Wurzel der beiden traditionellen Probleme	6
§ 3 Bewußtseinsphänomenologie als Fundament von Erkenntnistheorie und Psychologie	10
§ 4 Zur Analogieschlußtheorie	14
§ 5 Die Bechersche Form der Analogieschlußtheorie	18
§ 6 Der Charakter des Problems als Zugangsproblem	27
§ 7 Die Ausweglosigkeit des traditionellen Problems und die Richtung der weiteren Untersuchungen	40

ABSCHNITT II ZUM PROBLEM DES BEGRIFFS EINER NATÜRLICHEN UMWELT

	49
--	----

§ 8 Die mitmenschlichen Begegnungen im Horizont der natürlichen Umwelt	51
§ 9 Das Ziel der weiteren Untersuchungen	54
§ 10 Husserls Bestimmung der „Welt der natürlichen Einstellung“	57
§ 11 Der Mitmensch als Gegenstand	73
§ 12 Die Milieuthorie Schellers	82
§ 13 Die Zeugumwelt	95
§ 14 Das Aufgehen in der Situation	110
§ 15 Das Problem der Zeugidentität	116
§ 16 Das implizierte Wissen	120

ABSCHNITT III DAS GEBUNDENE ZUSAMMENSEIN

§ 17 Die Verweisung auf die Mitwelt	137
---	-----

Kapitel I: Die Partnerschaft	148
§ 18 Das Zusammensein in einer gemeinsamen Situation	148
§ 19 Die Begegnung in der Rolle	153
§ 20 Das gegenseitige Verstehen in der gemeinsamen Situation ..	159
§ 21 Der Sinn der soziologischen Kategorie der Gesellschaft	165
Kapitel II: Die Zugehörigkeit	172
§ 22 Die Gemeinschaft als fundierte Gemeinschaft	172
§ 23 Die Geschichtlichkeit	179
§ 24 Die Grenze der Zugehörigkeit	187
§ 25 Das Zusammensein in der Gesellschaft	191
Kapitel III: Die Verschmelzung	197
§ 26 Die Einsfühlung	197
§ 27 Zur phänomenologischen Interpretation und ihre Anwen- dung auf die mitmenschlichen Beziehungen	208
§ 28 Das Charisma als Anfangsphänomen	210
§ 29 Die soziologischen Fundamentalkategorien als Strukturen des „Lebens in ...“	216
Bibliographie	225
Namenregister	228
Sachregister	230

VORWORT

Kurz nach seiner Promotion am 1. August 1928 in Göttingen faßte Aron Gurwitsch den Entschluß, das in seiner Dissertation *Phänomenologie der Thematik und des reinen Ich*¹ in Kapitel IV gestreifte Problem der Person und der Intersubjektivität gesondert anzugehen und im Hinblick auf eine Habilitation zu bearbeiten². Er bewarb sich, damals noch Privatassistent von Moritz Geiger, mit dessen sowie mit Husserls und Nicolai Hartmanns Unterstützung um ein Forschungsstipendium beim dafür zuständigen Preußischen Unterrichtsministerium. Wann genau das Stipendium bewilligt wurde, hat sich nicht feststellen lassen, doch deutet alles darauf hin, daß dies nicht später als im Frühjahr 1929 geschah.

Gurwitsch muß die Arbeit am Manuskript seiner Habilitationsschrift im letzten Quartal 1931 abgeschlossen haben, wie aus einem am 14. Dezember jenes Jahres an Max Dessoir gerichteten Brief folgenden Inhalts hervorgeht:

Sehr verehrter Herr Professor!

Gemäß unserer Verabredung überreiche ich Ihnen anbei ein Exemplar meiner Arbeit „Die mitmenschlichen Begegnungen in der Milieuwelt“. An zwei Stellen fehlen aus technischen Gründen bei Zitaten die Seitenangaben, da die betr. Werke in den Berliner Bibliotheken nur nach sehr langem Warten zu erhalten sind. Ich hoffe, in dem offiziellen Exemplar diese Eintragungen nachholen zu können.

Mit ergebener Hochachtung

Ihr A. Gurwitsch

Gurwitsch dürfte also etwas weniger als drei Jahre am Text seiner Habilitationsschrift gearbeitet haben. Vorstudien hierzu lieferte ihm die Dissertation, in der er sich gleichzeitig mit der *Phänomenologie* Husserls

¹ Die Dissertation erschien in der Zeitschrift *Psychologische Forschung* 1929, 12, S. 279–381.

² Wie unbefriedigend der Schluß der Dissertation Gurwitsch erschien, erhellt aus der Tatsache, daß er die „Anmerkung“ und „Schlußbemerkung“ (a. a. O., S. 379–380 bzw. 380–381) für eine englischsprachige Ausgabe von Aufsätzen (*Studies in Phenomenology and Psychology*, Evanston 1966) gar nicht übersetzen ließ; vgl. dazu auch GURWITSCHS Bemerkung in seiner „Introduction“, a. a. O., S. XV.

und der Gestalttheorie auseinandergesetzt hatte. Doch weitete er den Horizont seiner Analysen nach 1928 ganz entschieden aus. So betrieb er Studien zum Erkenntnisproblem im Anschluß an Cassirer, ergänzte die phänomenologische Betrachtungsweise durch eine kritische Einarbeitung soziologischer Ideen, verglich die Bewußtseinskonzeption Husserls mit derjenigen des klassischen Rationalismus – vor allem Descartes' und Malebranches³ –, griff Gedanken von Scheler und Heidegger auf, befaßte sich ferner mit religionsphilosophischen und -soziologischen Fragen⁴, mit Problemen der Geometrie⁵ usw. All dies schlug sich in der Habilitationsschrift selbst nieder, in den frühen Veröffentlichungen oder in Arbeitsmanuskripten aus jener Zeit, die inzwischen im Nachlaß gefunden wurden⁶. Und einzelne Themen, an denen er damals arbeitete oder zu arbeiten begann, wurden teilweise erst viel später in Publikationen zur Darstellung gebracht.

Die Habilitierung selbst wurde nicht durchgeführt. Bereits 1932 beschäftigte sich Gurwitsch mit dem Gedanken, angesichts der politischen Zustände und der damit verbundenen Ungewißheit, die seine zukünftige Laufbahn überschatten sollte, Deutschland zu verlassen. Nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten beantragte er ein französisches Visum und traf Anfang April 1933 nach einer umständlichen Reise, die eher einer Flucht glich, mit seiner Frau in Paris ein. Dort erwirkten Alexandre Koyré (den Gurwitsch durch Husserl kennengelernt hatte), Léon Brunschvicg und Lucien Lévy-Bruhl für den jungen Forscher eine Berufung zum Dozenten am Institut d'Histoire des Sciences et des Techniques, einer der Sorbonne angegliederten Abteilung für Wissenschaftsgeschichte. Die an diesem Institut gehaltenen Vorlesungen, die bei Kriegsausbruch 1939 eingestellt werden mußten, galten vorab

³ Vgl. dazu *Phenomenology and the Theory of Science*, hg. von L. EMBREE, Evanston 1974, S. 154–158 und S. 211–220.

⁴ Vgl. dazu die beiden Texte GURWITSCHS „Zur Bedeutung der Prädestinationslehre für die Ausbildung des ‚Kapitalistischen Geistes‘“, *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 1933, 68, S. 616–622, sowie die Besprechung von LEO STRAUSS, *Die Religionskritik Spinozas als Grundlage seiner Bibelwissenschaft*, erschienen in *Göttingische gelehrte Anzeigen* 1933, S. 124–149.

⁵ Vgl. die Abhandlung „Ontologische Bemerkungen zur Axiomatik der Euklidischen Geometrie“, *Philosophischer Anzeiger* 1929/1930, 4, S. 78–100.

⁶ Zum Problem des „Bewußtseinsseelenbegriffes“ (vgl. in diesem Band S. 68, Zusatz) gibt es ein handgeschriebenes, historischen Interpretationen gewidmetes Manuskript; ferner ist das Manuskript des Vortrages, der S. 116 erwähnt wird, erhalten geblieben; der Vortrag beschäftigte sich mit dem Problem der Existenz.

Fragen der Gestalttheorie⁷, der phänomenologischen Konstitutionsanalyse⁸, der Biologie Kurt Goldsteins⁹, der Psychologie- und Philosophiegeschichte. Das im Mittelpunkt der Habilitationsschrift stehende sozialtheoretische Thema wurde jedoch aufgegeben, und selbst in späteren Schriften finden sich nur spärlich, zudem ohne Verweis auf die frühere Arbeit, Anklänge an einzelne im Text von 1931 entwickelte Gedanken¹⁰.

Im Spätsommer 1971 lenkte ich Gurwitsch in einem unserer Gespräche auf die Habilitationsschrift. Einen Hinweis auf deren Existenz hatte ich kurz zuvor von Lester Embree erhalten, der für eine von ihm besorgte Edition ausgewählter Aufsätze Gurwitschs¹¹ die in die USA mitgenommenen Manuskripte gesichtet hatte. Ich bat damals um eine Kopie des Manuskripts, die der Autor einige Zeit später bereitwillig zur Verfügung stellte. Von der Kopie her zu schließen schien indes der Text des Originalmanuskripts völlig unvermittelt in einem Satz abzubrechen. Dennoch äußerte ich nach der Lektüre dieses „Fragments“ Gurwitsch gegenüber die Bitte, eine Edition seines Textes vorbereiten zu dürfen. Ich ging damals – und gehe heute noch – von der Annahme aus, daß *Die mitmenschlichen Begegnungen in der Milieuwelt* einen wertvollen Beitrag zur *Sozialphänomenologie*, und damit auch zur sozialwissenschaftlichen Grundlagendiskussion, darstellen. Dieser Beitrag hat zudem den Vorteil, sich in das von der Konzeption der Organisation der Erfahrung bzw. des Bewußtseinsfeldes beherrschte Werk Gurwitschs einzufügen. In diesem Sinne sind *Die mitmenschlichen Begegnungen in der Milieuwelt* auch als

⁷ Die erste Pariser Vorlesung verarbeitete Gurwitsch zum Aufsatz „Quelques aspects et quelques développements de la psychologie de la Forme“, *Journal de Psychologie normale et pathologique* 1936, 33, S. 413–470; englische Übersetzung in *Studies*, S. 3–55. Vgl. dazu auch „Développement historique de la Gestalt-psychologie“, *Thales* 1936, 2, S. 167–176.

⁸ Auch die Vorlesung zur phänomenologischen Konstitutionsanalyse wollte Gurwitsch zu einem Buch verarbeiten. Ein Fragment des in französischer Sprache geschriebenen Manuskripts erschien in englischer Übersetzung in *Phenomenology and the Theory of Science*, S. 153–189.

⁹ Vgl. „Le fonctionnement de l'organisme d'après K. Goldstein“, *Journal de Psychologie normale et pathologique* 1939, 36, S. 107–138. Ferner auch „La science biologique d'après K. Goldstein“, *Revue philosophique de la France et de l'étranger* 1940, 129, S. 126–151.

¹⁰ Ein Abschnitt in *Phenomenology and the Theory of Science* (S. 170–174) gleicht auf weiten Strecken den Ausführungen des Textes von 1931; ebenso eine Passage im *Bewußtseinsfeld* (in dieser Reihe Bd. 1, Berlin 1975), S. 260. In keinem der beiden Fälle wird auch nur im geringsten auf den Text von 1931 verwiesen.

¹¹ In Anm. 3, S. VIII erwähnt.

Ergänzung zu dem beinahe ausschließlich an Wahrnehmungs- und Denkphänomen ausgerichteten *The Field of Consciousness* zu betrachten. Hier wie dort vertritt Gurwitsch ein und dieselbe, von der Phänomenologie nicht weniger als von der Gestalttheorie entstammende Denkweise.

Nach einiger Bedenkzeit willigte der Autor schließlich, obgleich angesichts des Entstehungsdatums seiner Arbeit nicht ganz ohne Zögern, ein. Wenige Tage vor seinem Tode am 25. Juni 1973 wurden die Modalitäten der Edition besprochen. Kürzungen erschienen ratsam, Querbezüge zu ähnlichen oder verwandten Gedankengängen in anderen Schriften sollten im Vorwort des Herausgebers angegeben, der Text selbst in seinem geschichtlichen Kontext lokalisiert werden. Die Entscheidung über Ausmaß der Kürzungen und Straffungen wie auch über die formale Textgestaltung wollte der Autor dem Herausgeber überlassen, der im Sinne dieser Vereinbarungen die Edition durchgeführt hat.

Eine erste editionstechnische Schwierigkeit bereitete der Aufbau des Textes. Das im New Yorker Nachlaß befindliche Originalmanuskript (wie übrigens auch dessen Durchschlag) bricht in der Tat inmitten eines Satzes in Abschnitt IV ab. Der handgeschriebene, schwer lesbare Entwurf weist eindeutig darauf hin, daß Gurwitsch ursprünglich eine vierteilige Arbeit geplant und, zumal in einer ausgearbeiteten Erstfassung, auch redigiert hat. Es stellte sich also die Frage, ob der Rest des vierten Abschnittes verloren war (und, wenn ja, wie dieser Rest aufgetrieben werden könnte), oder ob Gurwitsch die letzte Fassung *dieses* Abschnittes gar nicht zu Ende geführt hat. Erst im Juni 1975 wurde die schon bestehende Vermutung, daß lediglich *drei*, und nicht – wie vom Autor *zuerst* beabsichtigt – vier Abschnitte eingereicht wurden, durch eine von Claude Evans in der Bibliothek des Philosophischen Instituts der Universität Bochum gefundene Manuskriptkopie endgültig bestätigt. (Gurwitsch hatte diese Kopie zusammen mit dem eingangs zitierten Brief an Dessoir gesandt¹².) Anders gesagt: der Autor entschloß sich, noch während er die Reinschrift des vierten Abschnittes besorgte, die bereits fertigen Abschnitte I bis III einzureichen. Deshalb habe ich auch darauf verzichtet, den unvollständig gebliebenen bzw. fragmentarisch überlie-

¹² Wie die an Dessoir gesandte Kopie ins Bochumer Institut für Philosophie gelangte, läßt sich nicht mit Exaktheit rekonstruieren. Fest steht, daß sie während einer Auktion in Leipzig nach 1945 gekauft wurde. Die Kopie trägt den Stempel der Universitätsbibliothek von Leipzig.

ferten Abschnitt IV anhand des nicht immer eindeutigen Entwurfs und der zusätzlich im Nachlaß gefundenen Arbeitsnotizen zu ergänzen oder zu rekonstruieren.

Worauf bezieht sich nun aber der Brief an Dessoir, in dem von einem „offiziellen Exemplar“ die Rede ist? Ein Vergleich zwischen den Textquellen (New Yorker Originalmanuskript, Bochumer Manuskriptkopie und Durchschlag) zeigt, daß das New Yorker Manuskript keine Lücken in den Seitenangaben der Anmerkungen aufweist (es sei denn an solchen Stellen, an denen Gurwitsch mit Absicht auf einen ganzen Abschnitt oder auf einen Artikel aus der Sekundärliteratur ohne genaue Seitenangaben verweist, was bei ihm recht häufig geschieht¹³). Dies legt den Schluß nahe, daß das New Yorker Manuskript (dessen Umschlag mit „Fremdseelisches I, II, III“ betitelt ist) mit größter Wahrscheinlichkeit als das „offizielle Exemplar“ anzusehen ist. Dieses Manuskript wurde denn auch der hier veröffentlichten Ausgabe zugrunde gelegt.

Eine zweite editionstechnische Schwierigkeit, für deren Lösung der Herausgeber dieses Bandes allein die Verantwortung trägt, stellte sich angesichts des Textumfanges und der für den jungen Gurwitsch bezeichnenden stilistischen Besonderheiten. Das New Yorker Manuskript umfaßt, ohne den fragmentarischen Abschnitt IV, 304 Seiten (21 × 33 cm). Davon entfallen sieben Seiten auf die „Einleitung“, die in diese Edition nicht aufgenommen wurde, weil sie einerseits nicht wesentlich zum Verständnis des Textes beiträgt, andererseits auf Gurwitschs Wunsch durch das historisch-systematische Vorwort des Herausgebers dieses Bandes ersetzt werden sollte.

Was nun die stilistischen Besonderheiten betrifft, so sind die teils etwas langen, teils umständlich gebauten Sätze in kleinere Einheiten aufgeteilt worden, um so dem Leser möglichst entgegenzukommen. Kürzungen wurden nur dort vorgenommen, wo das Originalmanuskript Wiederholungen enthält. Die Terminologie wurde geringfügig geändert und hier und da dem heutigen Sprachgebrauch etwas angepaßt; gegenüber dem Originalmanuskript sind die Paragraphen durchgehend numeriert; dasselbe gilt hinsichtlich der Fußnoten; die Zusätze (S. 38–40, 68–72, 104–109, 114–116), die im Original von 1931 jeweils als „Anmerkung“ bezeichnet sind, wurden – da es sich nicht um untergeordnete Textpartien handelt – als konstitutive Bestandteile des Textes aufgefaßt und in demselben Schriftgrad gesetzt wie dieser. Die Ergänzungen des Heraus-

¹³ Vgl. z. B. Anm. 122 auf S. 95 oder Anm. 18 auf S. 149.

gebers in den Fußnoten stehen in eckigen Klammern []; diese Ergänzungen beziehen sich auf die heute verfügbaren Neuauflagen der wichtigsten, von Gurwitsch zitierten Quellen der Sekundärliteratur.

Es geht im folgenden darum, den Text von 1931 in seinem geschichtlichen Zusammenhang zu betrachten und seine Relevanz für heutige Fragestellungen aufzuzeigen. Letzteres soll jedoch nur an wenigen ausgewählten Beispielen erfolgen.

Die Motive, die für die Wahl des Intersubjektivitäts- und Interaktionsthemas entscheidend waren, sind Gurwitsch zufolge:

1. Die Hilflosigkeit der Analogieschlußtheorie bei der Lösung des Intersubjektivitätsproblems. Diese Theorie, die vor allem im ausgehenden 19. Jahrhundert breit diskutiert wurde, hat – obschon unter veränderten erkenntnistheoretischen Ausgangsbedingungen – noch in diesem Jahrhundert einige namhafte Vertreter gefunden.

2. Die Möglichkeit, die Konzeption der *Thematik*, wie sie in der Dissertation von 1928 umrissen wird, zu verallgemeinern, d. h. nicht nur auf den Bezug des Subjekts zur wahrgenommenen Ding- oder Körperwelt, sondern auch – und darüber hinaus – auf den Bezug des Subjekts zu anderen Subjekten anzuwenden. Dies würde dann bedeuten, daß der Begriff des *Themas* und die begriffliche Unterscheidung zwischen Thema und thematischem Feld als struktureller Aspekte des Bewußtseinsfeldes für alle Erfahrungsbereiche Geltung haben könnten.

3. Der Versuch, die Typen der Herrschaft (zumindest der traditionellen und der charismatischen) nicht mehr – wie bei Max Weber – im Sinne von Idealtypen¹⁴, sondern als Handlungsdimensionen zu interpretieren, die phänomenologisch erfaßbar sind und so die letzten handlungsanalytischen Einheiten darstellen.

4. Der Gedanke, den Rahmen des traditionellen Erkenntnisproblems zu sprengen, um so einen unverstellten Zugang zu der in gewissem Sinne noch vorprädikativen, vortheoretischen Lebenswelt (Husserl) – Gurwitsch verwendet hierfür mit Vorliebe den Schelerschen Terminus „Milieuwelt“ – zu gewinnen.

Neben diesen auf die Sache zielenden Motive spielten natürlich auch biographische Faktoren eine gewisse Rolle, doch soll hier darauf nicht speziell eingegangen werden.

¹⁴ Vgl. M. WEBER, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen 1972, S. 124.

Die genannten Motive sind in der Arbeit von 1931 alle mehr oder weniger zum Tragen gekommen. Die Verallgemeinerung des Themabegriffes schafft die Kontinuität von der Dissertation zu den späteren Schriften (vor allem zu *The Field of Consciousness*¹⁵), während die anderen Motive eine kritische Einstellung zum traditionellen philosophischen und sozialwissenschaftlichen Denken sichtbar machen, dessen Voraussetzungen am Beispiel der Intersubjektivität und der Interaktion nach und nach aufgedeckt werden.

An zwei in der Zeit zwischen 1928 und 1931 erschienenen Werken läßt sich veranschaulichen, was für Gurwitsch – wie er einmal sagte – zum „Stein des Anstoßes“ wurde, nämlich einerseits an Rudolf Carnaps Abhandlung *Scheinprobleme in der Philosophie* von 1928¹⁶, und andererseits an Husserls 1931 in Paris veröffentlichten, damals nur in der französischen Übersetzung von Levinas und Pfeifer erhältlichen *Cartesischen Meditationen*¹⁷. Im Text von 1931 nimmt Gurwitsch im Zusammenhang der Analogieschlußtheorie und ihrer Widerlegung an zwei Stellen auf Carnap bezug (S. 9 und 43). Husserls Schrift wird dagegen nicht erwähnt. Jedoch geht aus persönlichen Mitteilungen hervor, daß Gurwitsch besonders der V. Cartesianischen Meditation (wegen der dort entwickelten Theorie der „analogischen Apperzeption“¹⁸) ablehnend gegenüberstand, und daß er damals die Absicht hatte, Husserls Buch zu besprechen.

Obwohl beide Autoren von extrem gegensätzlichen Positionen ausgehen – Carnap vom frühen Logischen Positivismus des Wiener Kreises, Husserl vom transzendentalen Idealismus – gelangen sie, was das Wissen vom anderen Ich betrifft, Gurwitsch zufolge wenn nicht zu identischen, so doch zu sehr ähnlichen Erkenntnissen. Diese lassen sich dahin zusammenfassen, daß das Verstehen und Erkennen des Anderen auf einem Analogieschluß beruht. Dies bedeutet zugleich, daß die auf die Ding- oder Körperwelt gerichtete Erfahrung in bezug auf die Fremderkenntnis als die *fundierende* bestimmt wird.

¹⁵ *The Field of Consciousness*, auf Englisch verfaßt, erschien zuerst in der französischen Übersetzung von Michel Butor 1957 in Paris, danach in der Originalfassung 1964 in Pittsburgh, Pa. Deutsche Übersetzung von W. D. Fröhlich, erwähnt in Anm. 10, S. IX.

¹⁶ R. CARNAP, *Scheinprobleme in der Philosophie*, [Neuausgabe hg. von G. PATZIG], Frankfurt a. M. 1966.

¹⁷ E. HUSSERL, *Cartesische Meditationen*, hg. von S. STRASSER, Den Haag 1950 [= *Husserliana*, Bd. 1].

¹⁸ Vgl. HUSSERL, a. a. O., S. 138.

Husserl setzt das *ego* als eine „Originalsphäre“¹⁹ voraus, aus der „alles, was für mich ist, seinen Seinssinn“ schöpft, und versucht dann anhand der „analogischen Apperzeption“, d. h. über die Wahrnehmung ähnlicher Tatbestände am eigenen wie am fremden Leib und in Analogie zu den psychischen Ereignissen im Ich, das zu konstituieren, was im Anderen vorgeht. Carnap dagegen führt die „*Erkenntnis des Fremdpsychischen* in jedem einzelnen Falle *auf die Erkenntnis von Physischem*“²⁰ zurück, weil das „*Fremdpsychische . . . nur als (erkenntnistheoretischer) Nebenteil von Physischem*“²¹ auftreten könne. Dies führt bei Carnap zu einer Stufenfolge von „Primaritäten“²², die vom Eigenpsychischen über das Physische zum Fremdpsychischen und schließlich zum Geistigen überleitet²³. Doch muß in jedem Falle der *Zugang zum Anderen* sekundär erst hergestellt oder konstruiert werden. Dort muß von der Innerlichkeit des *ego* zu derjenigen des *alter ego* über die Vermittlung der Körperwahrnehmung eine Brücke geschlagen, hier auf der Basis des wahrgenommenen eigenen und fremden Körpers ein analogischer Bezug zwischen den sozusagen hinter oder im eigenen und fremden Körper sich zutragenden Ereignisse hergestellt werden. Und Carnaps Formulierungen machen genügend deutlich, daß das zu erkennende oder zu verstehende Fremdpsychische als „entbehrlicher“²⁴ Nebenteil zu den Gegebenheiten der sinnlich erfahrbaren Dingwelt bzw. zu der in der Innerlichkeit des Subjekts wurzelnden Selbstgewißheit *summativ* hinzutritt. Es ist ein leeres X, welches erst im Lichte der bereits erworbenen Kenntnisse vom unmittelbar Gegebenen nachträglich erschlossen, ermittelt, induktiv anhand von somatischen und sonstigen Anzeichen festgestellt werden muß. Es ist aber mit Bestimmtheit kein den Ding- und Selbstwahrnehmungen ebenbürtiges und diesen gleichgestelltes Erfahrungsdatum. Und das heißt auch, daß die Fremderkenntnis *abgeleitet* ist: sie stammt nicht unmittelbar aus den – wie Russell zu sagen pflegte – „hard data“ (vgl. dazu S. 8).

Hinter diesen (und ähnlichen) Konzeptionen verbirgt sich, immer nach Gurwitsch, ein grobes Vorurteil, das unausweichlich zur Analogieschlußtheorie führt. Zwischen diesem Vorurteil und der Analogieschlußtheorie besteht ein Verhältnis gleich dem zwischen Ursache und Wirkung. Und gerade deshalb ist nicht einmal primär die Analogieschlußtheorie selbst

¹⁹ HUSSERL, a. a. O., S. 135.

²⁰ CARNAP, a. a. O., S. 64.

²¹ CARNAP, a. a. O., S. 32.

²² Vgl. CARNAP, a. a. O., S. 76–77.

²³ Dies darf freilich nicht im Sinne einer ontologischen Stufenfolge verstanden werden.

²⁴ Vgl. CARNAP, S. 79.

ärgerlich, weil sie etwa der Alltagserfahrung zu widersprechen oder mit anderen Theorien nicht vereinbar zu sein scheint. Vielmehr ist der *Grund* der Analogieschlußtheorie ein Ärgernis, das Gurwitsch zu beschreiben und zu überwinden versucht. In diese Richtungen weisen denn auch die Überlegungen im ersten Abschnitt des Textes von 1931.

Worauf beruht nun dieses Vorurteil? Einerseits auf einem einseitigen, höchst problematischen Wahrnehmungsbegriff, dem zufolge ausschließlich physische Gegebenheiten (d. h. Zustände und Veränderungen von Körpern) Gegenstand von Wahrnehmungen sein können²⁵. Dieser Wahrnehmungsbegriff wirkt sich bis in die Erkenntnistheorie hinein aus, denn mit seiner Hilfe wird theoretisch festgelegt, was als unmittelbares Erfahrungsdatum anzusehen ist und was nicht (vgl. S. 10 ff.). Andererseits beruht jenes Vorurteil auf der angenommenen Ichbezogenheit (S. 3 und 5) aller Erlebnisse. Diese Ichbezogenheit macht es aus, daß jeder Gedanke, jeder Schmerz, jede Phantasie und Vorstellung, jede Erinnerung, aber auch jedes Urteil usw. mit einem wesentlich zu diesen Akten gehörenden Ichindex ausgestattet ist²⁶.

Diese beiden Aspekte gehen in einen ganz bestimmten „bewußtseinsphänomenologischen Ansatz“ oder „Befund“ ein (vgl. S. 1, 7, 10–14). Man muß diesen Ausdruck vorerst möglichst neutral interpretieren. Unter einem „bewußtseinsphänomenologischen Ansatz“ versteht Gurwitsch nämlich einen der „Erkenntnistheorie vorgelagerten“ Inbegriff von „Grundanschauungen über das Wesen des Bewußtseins“. Diese Grundanschauungen können auch als „Leitprinzipien der Erkenntnistheorie“ gedeutet werden, weil „in bezug auf sie . . . deren leitenden Motive und theoretischen Ansätze erst voll verständlich“ werden (S. 11). Demnach wäre in Lockes Auffassung des Bewußtseins als einer *tabula rasa*, die sich nach und nach mit Sinneseindrücken füllt, ebenso ein „bewußtseinsphänomenologischer Ansatz“ zu erblicken wie in Kants Konzeption des Bewußtseins als Synthesis des Mannigfaltigen, in Husserls Definition des intentionalen Bewußtseins oder in Merleau-Pontys Begriff des inkarnierten Bewußtseins usw.²⁷ In jedem dieser Ansätze wird – Gurwitschs

²⁵ Vgl. dazu auch *Das Bewußtseinsfeld*, S. 51 ff.

²⁶ Zu diesem Punkt vgl. GURWITSCHS Widerlegung der egologischen Auffassung des Bewußtseins in „A Nonegological Conception of Consciousness“, *Studies*, S. 287–300. Zu dieser Frage auch A. MÉTRAUX, „Aron Gurwitsch's Non-Egological Conception of Consciousness“, *Research in Phenomenology* 1975, 5, S. 43–50.

²⁷ Man darf sich aber auch fragen, ob denn diese „bewußtseinsphänomenologischen Ansätze“ (von denen Gurwitsch die ersten zwei selbst nennt) in der Tat vor-theoretische Grundanschauungen über das Wesen des Bewußtseins sind, oder ob nicht auch hier theoretische Überlegungen zu diesen „Ansätzen“ geführt haben.

Argumentation zufolge – eine Vorannahme sichtbar, die die Theorie in eine bestimmte Richtung lenkt und darin auch zum Ausdruck kommt. Und gerade auf diese formale Abhängigkeit der Erkenntnistheorie von einer bestimmten Vorannahme hat es Gurwitsch in seiner Kritik der Analogieschlußtheorie abgesehen. Darüber hinaus aber gilt diese formale Abhängigkeit auch in bezug auf die Psychologie, da ja diese nicht weniger als die Erkenntnistheorie auf einem „bewußtseinsphänomenologischen Befund“ aufbaut (vgl. S. 12–14).

Wenn nun also dem traditionellen Ansatz zufolge die Perzeption nur physische Zustände und Veränderungen am Anderen erfaßt (vgl. S. 42), so wird damit zwar die Überprüfbarkeit des so Wahrgenommenen gewährleistet. Aber das so Wahrgenommene ist dem Anderen ebenso äußerlich wie die somatischen Phänomene des Ichs, die dieses gleichsam an der Außenseite seines Eigenleibes wahrnimmt. Wird zusätzlich dazu die Ichhaftigkeit aller Erlebnisse behauptet, kann das Subjekt oder Ich zwar seine (mentalen) Zustände und Veränderungen innerlich erleben, doch auch hier bleiben ihm diejenigen des anderen Ich unerfahrbar, weil sich dessen Körper jedem möglichen unmittelbaren intersubjektivitätsbezug in die Quere stellt. Der traditionelle Ansatz läuft mithin auf einen unüberwindbaren Ausschluß des Anderen nicht etwa als eines Dinges unter anderen Dingen, sondern als einer dem Subjekt *gleichgeordneten* Person hinaus.

Dies exemplifiziert Gurwitsch an so verschiedenartigen Autoren wie Erdmann, Becher, Russell, Carnap, Stein, Cassirer und Husserl. Gewiß hebt er die im Laufe der Zeit am traditionellen Ansatz unternommenen Revisionsversuche hervor, verwirft sie letztlich aber als nicht radikal genug.

In diesem Zusammenhang erscheint es lohnenswert, etwas genauer auf Gurwitschs Ausführungen einerseits zur Theorie von Lipps, andererseits zu Husserls Begriff der „Welt der natürlichen Einstellung“ einzugehen.

1. Theodor Lipps hat darauf hingewiesen, daß der Vollzug von Analogieschlüssen einen unerlaubten „Übergang zu einer neuen Tatsache, ja sogar zu einem neuen Tatsachenbereich“ (S. 29) voraussetzt. Unerlaubt ist dieser Übergang deshalb, weil vom phänomenal Vorgefundenen, das *ex hypothesi* jeweils nur physischer Natur sein kann, eine andere Dimension – nämlich die des Fremds**psychischen** –, also auch ein anderer ontologischer Bereich erschlossen wird. Gurwitsch sieht in dieser Feststellung den entscheidenden Einwand gegen die Analogieschlußtheorie (S. 32), auch wenn er Lipps anschließend derselben Verfehlungen bezichtigt wie die

Analogieschlußtheoretiker (S. 37). Hier ist also nicht so sehr der wunde Punkt der Einfühlungstheorie, die bei Lipps an die Stelle der Analogieschlußtheorie getreten ist, von Interesse, sondern vielmehr die Folgerung, die Gurwitsch aus der Feststellung zum unerlaubten Übergang im Vollzug von Analogieschlüssen zieht. So unterstreicht er die Notwendigkeit einer Neubestimmung des Wahrnehmungsbegriffes: gerade weil dieser in seiner früheren Form sich am physikalisch definierten Reiz orientiert, taucht das Problem des Zugangs zum Anderen (vgl. S. 27 ff.) als zu einem jenseits des physischen Bereiches befindlichen (psychischen oder mentalen) X überhaupt erst auf.

An dieser Stelle färbt die Gestalttheorie auf Gurwitschs Gedankengang ab. Sowohl in der *Phänomenologie der Thematik und des reinen Ich* wie auch später im *Bewußtseinsfeld* opponiert er gegen das physikalistische Modell der Wahrnehmung und führt in Abhebung dazu und im Hinblick auf eine adäquate Bestimmung des Perzeptionsbegriffes die *Aufgabe der Konstanzannahme*²⁸ in – wie es heißt – „erkenntnistheoretischer Intention“ durch²⁹. Diese Aufgabe der Konstanzannahme wird dabei in der Weise interpretiert, daß die Wahrnehmung bzw. die Erfahrung nur dann sinnvoll bestimmbar ist, wenn nicht vom (physikalisch definierten) Reiz ausgegangen wird, sondern vom *Wahrnehmungserlebnis*. „Läßt man die ‚Konstanzannahme‘ fallen und nimmt die Bewußtseinsgegebenheiten ‚theorieilos‘, so, wie sie sich in ihrem Eigenwesen geben, verzichtet man darauf, sie von *vornherein* an objektiven Reizen zu orientieren, und läßt gegenüber allen theoretischen Konstruktionen ihr deskriptives Wesen zu seinem Recht kommen“, dann ergibt sich daraus, „daß die Gegenständlichkeiten, von denen als erlebten fortwährend die Rede ist, auch in der Tat *lediglich als erlebte* in Anspruch genommen werden dürfen“ und daß „es sich nicht um Dinge, Sachverhalte, Vorgänge schlechthin . . . handelt, sondern um all das, so wie es jeweils gegeben ist, wie es jeweils erscheint“³⁰.

Die Verbindung gestalttheoretischer Ideen und der von Theodor Lipps an der Analogieschlußtheorie geübten Kritik macht eine zweite Folgerung Gurwitschs verständlich. Der aus der Aufgabe der Konstanzannahme resultierende Wahrnehmungsbegriff ist so beschaffen, daß er „psycho-

²⁸ Vgl. W. KOHLER, „Über unbemerkte Empfindungen und Urteilstäuschungen“, *Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane* 1913, 66, 51–80.

²⁹ GURWITSCH, *Phänomenologie der Thematik und des reinen Ich*, S. 297.

³⁰ GURWITSCH, a. a. O., S. 296. Vgl. hierzu auch *Das Bewußtseinsfeld*, §§ 11 und 12.

physisch indifferent“ ist (wie man in Anlehnung an Max Scheler sagen kann): er ist für die Erfahrung von materiellen Gegenständen genau so gut verwendbar wie für die Fremderfahrung oder Selbsterfahrung und unterliegt damit keiner besonderen Einschränkung oder Beschränkung auf diesen oder jenen Erfahrungsbereich.

So zeigt es sich, daß Gurwitsch über eine erkenntnistheoretische Reflexion zur Wahrnehmung und zur Struktur der Erfahrung zweierlei erreicht: einerseits die Klärung des Perzeptionsbegriffes, und andererseits die Aufstellung eines methodischen Postulates, dem zufolge die Alltagserfahrung in ihrem vollen beschreibbaren und analysierbaren Gehalt (aber auch nur so weit, wie dieser Gehalt selbst reicht) als Basis oder als Ausgangspunkt zu nehmen ist, und nicht eine von bestimmten Vorannahmen getragene Konstruktion derselben³¹.

2. Mit diesen Überlegungen ist die Ebene erreicht, auf der sich die weiteren Reflexionen im Text von 1931 bewegen. Diese Ebene wird mit Husserls Terminus der „Welt der natürlichen Einstellung“ bezeichnet. Freilich weist eine kritische Analyse selbst jener Autoren, die – ähnlich wie Gurwitsch – die „Welt der natürlichen Einstellung“ als Ausgangsbasis ihres Systems anerkannt haben, auf die notwendige Berücksichtigung gewisser Vorsichtsmaßnahmen bei einem solchen Vorgehen hin. Es genügt schlechterdings nicht, den Rückgang zur „Welt der natürlichen Einstellung“ bloß zu vollziehen, ohne die daraus erwachsenden theoretischen und methodischen Konsequenzen ernst zu nehmen. Am Falle Cassirers dargelegt: dieser Autor charakterisiert die Ausdrucksphänomene mit Recht nicht etwa als „Epiphänomene“, die „zu Empfindungsinhalten hinzutreten. Vielmehr gilt ihm [der] Bereich der Ausdrucksphänomene als eine primitivere Schicht der Wahrnehmung“ (S. 45). Demnach besteht – zumal auf der Stufe der Alltagserfahrung – kein wesentlicher Unterschied zwischen der Wahrnehmung von Naturdingen und derjenigen von Kulturgegenständen und Mitmenschen. Die „symbolische Form“, die unmittelbar zugängliche, also nicht aus irgendwelchen psychischen Prozessen hervorgehende und den physischen Phänomenen auferlegte Bedeutung, wohnt den Erfahrungsgegebenheiten inne. Dingliches und Ausdrucksmäßiges greifen ineinander, sind miteinander verschränkt, – und erst der im Nachhinein erfolgende, willkürliche, von gewissen Erkenntnisinteressen geleitete abstrahierenden Abbau der symbolischen Komponenten schält gleichsam das rein

³¹ Hier dürfte sich Gurwitsch von Husserls „Prinzip aller Prinzipien“ geleitet haben lassen; vgl. HUSSERL, *Ideen*, Buch I, § 24.

Physische heraus. Cassirer zufolge ist für die Erkenntnis des Anderen diese Wahrnehmung von Ausdruckspänomenen als Leitfaden, ja sogar als letzte Grundlage anzusehen. Mag diese programmatische Idee in ihrer Allgemeinheit den Intentionen Gurwitschs noch so entgegenkommen, so bemängelt er daran jedoch auch, daß hier – entgegen der Alltagserfahrung – einem einzigen Phänomenbereich – demjenigen des Ausdrucks – ausschließlich die tragende Rolle zugewiesen wird (S. 47), wie wenn nicht auch andere Phänomene für die Fremderfahrung konstitutiv wären. Und zudem sei in Rechnung zu stellen, daß sich bei Cassirer doch wieder Spuren der früheren dualistischen Wahrnehmungstheorie fänden. Mit anderen Worten: Cassirer operiert zwar anfänglich mit einem durchaus annehmbaren Wahrnehmungsbegriff; statt sich aber konsequent an ihn zu halten, höhlt er ihn Schritt um Schritt wieder aus mit der alten Dichotomie zwischen dem Chaos sinnleerer Empfindungen und dem ganz in der Innerlichkeit des Subjekts zurückgezogenen Bewußtsein, das diese Empfindungen durch Synthesen zu einem bedeutungsträchtigen Weltbild gestaltet oder formt (vgl. S. 84–85). Die Einsicht, daß die „Welt der natürlichen Einstellung“, in der von einer solchen Dichotomie nicht die Rede sein könnte, in der Tat den richtigen Ausgangspunkt darstellt, ist noch lange nicht gleichbedeutend mit der hierzu erforderlichen radikalen Ausschaltung von Auffassungen, die mit dieser „Welt der natürlichen Einstellung“ kaum auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen sind.

Beinahe parallel zu seiner Cassirerkritik entwickelt Gurwitsch seine Husserlkritik. Doch geht es in dieser nicht mehr allein um das Wahrnehmungskonzept, sondern allgemeiner um das Verhältnis des Subjekts zur Welt. Husserl vertritt im ersten Buch seiner *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*, auf die sich Gurwitsch vor allem bezieht, einen noch ganz vom Cartesianismus beeinflussten Standpunkt: das Subjekt verhält sich erfahrend in intentionalen Akten zur Welt, wobei diese Akte im Sinne vergegenständlichender *cogitationes* bestimmt werden. In der Übergewichtung der vergegenständlichenden Akte ist indes eine gewisse Verfehlung des phänomenal Vorgefundenen zu erblicken, denn die symbolischen und Kulturbedeutungen, die Werte und ästhetischen Qualitäten wie auch die Ausdruckspänomene werden damit – so Gurwitsch – zu Gegebenheiten, die sich sekundär auf die gegenständliche, als identisch angesetzte Unterlage aufschichten (vgl. S. 63 ff.)³². In bezug auf diese sind dann jene Gegeben-

³² Vgl. eine ähnliche Kritik an Husserl in GURWITSCH, *Das Bewußtseinsfeld*, S. 215 ff.

heiten entbehrliche Momente. Trotz des im Grunde richtigen Ausgangspunktes, der mit der „Welt der natürlichen Einstellung“ identifiziert wird, schleicht sich bei Husserl eine dualistische Auffassung des Subjekt-Welt-Bezugs ein, die von der Alltagserfahrung her überhaupt nicht zu rechtfertigen ist. Gewiß darf der Wert der vergegenständlichen Einstellung für wissenschaftliches Erkennen nicht geleugnet werden, doch steht diese Einstellung bereits jenseits der „Welt der natürlichen Einstellung“, in der das Subjekt nicht Gegenständen und sich irgendwie darauf aufschichtenden Werten und Bedeutungen gegenübersteht, sondern konkreten, sinnvollen „Gestalten“.

Der zwischen der kritischen Auseinandersetzung mit wahrnehmungstheoretischen Problemen bzw. der Klärung des Verhältnisses des Subjekts zur Welt der natürlichen Einstellung und der vollen Anerkennung des sozialen Charakters dieser Einstellung (wie auch der darin gemachten Erfahrungen) noch verbleibende Abstand ist nun nicht mehr sehr groß. In der Tat dienen die Ausführungen zu Husserls Standpunkt zwar auch einer notwendigen kritischen Ergänzung desselben; doch nicht weniger dienen sie einer Vorbereitung der späteren Analysen im Text von 1931. Denn die in der natürlichen Einstellung gemachten Erfahrungen vermitteln ja zwischen dem Subjekt und einer *von vornherein* sozialen und geschichtlichen Umwelt, zu der die symbolischen Formen, die Ausdrucksphänomene und Werte ebenso gehören wie die gleichgeordneten Mitsubjekte, die in dieser oder jener Rolle auftreten, diese oder jene Funktion übernehmen, sich an diese oder jene sozialen Spielregeln halten oder nicht usw. Der Beschreibung der *Strukturen* dieser von Anfang an sozialen Umwelt oder Lebenswelt gelten die ausführlichen Analysen Gurwitschs. Doch bedurfte es zu deren Durchführung zuerst eines adäquaten Rahmens. Und dieser Rahmen leitet sich ab aus einem Erfahrungsbegriff, der – richtig verstanden – die Alternative von Rezeptivität und Aktivität, von Verstehen und Handeln ablehnt. In dieser Hinsicht greift die Arbeit Gurwitschs auf Themen vor, die in der gegenwärtigen handlungstheoretischen Diskussion mehr denn je aktuell sind.

Rückblickend kann gesagt werden, daß die Widerlegung der Analogieschlußtheorie drei Stadien durchläuft: im ersten Stadium wird vom physikalistischen Wahrnehmungsmodell abgerückt (das Wahrgenommene resultiert nicht aus einer Summe von sinnleeren Empfindungen, die durch äußere Kräfte ausgelöst und nachträglich durch das Bewußtsein zu sinnvollen Gegenständen geeint werden); im zweiten Stadium wird – in Einklang mit der Forderung nach einer deskripten Methode – der

gestalthafte Charakter der Erfahrung herausgearbeitet; und im dritten schließlich das soziale Moment im Verhältnis der Subjekte zueinander und zur Lebenswelt betont.

Diese Erkenntnisse konkretisiert Gurwitsch in den beiden folgenden Abschnitten seiner Arbeit, wobei der zweite einen Übergang vom eher erkenntnistheoretisch angelegten ersten zum sozialtheoretischen dritten Abschnitt schafft.

Es ist freilich nur scheinbar ein Paradox, wenn Gurwitsch, statt die Phänomene der Interaktion und die Dimensionen derselben direkt anzusteuern, vorerst den Weg über die Analyse der natürlichen Umwelt einschlägt, denn: „Die Auslegung der Strukturen der ‚natürlichen‘ Umwelt‘ erschließt den Horizont, in dem und von dem her wir den Mitmenschen begegnen, und der den Sinn dieser Begegnung überhaupt bestimmt und ausprägt“ (S. 55). Und es liegt auch kein Widersinn darin, wenn er die Art und Weise des praktischen Umgangs mit den Objekten in der natürlichen Umwelt oder Milieuwelt von deren Struktur her in den Griff zu bekommen sucht, um auf der Grundlage dieses Paradigmas über den ganz ähnlichen Umgang mit dem Anderen zu reflektieren. Wie aus den vorherigen Darlegungen inzwischen ersichtlich sein sollte, wird nicht mehr der frühere, als radikal vermeinte Gegensatz zwischen der (a-sozialen) Ding- und der (sozialen) Fremdwahrnehmung, sondern vielmehr der Aufbau oder die Organisation der Erfahrung in Umweltsituationen selbst zum analytischen Leitfaden.

Dies manifestiert sich besonders in jenen Textpassagen, wo sich Gurwitsch in freier Anlehnung an Heideggers 1927 erschienene Schrift *Sein und Zeit* und unter Heranziehung von entwicklungspsychologischen und psychopathologischen Forschungsergebnissen mit der *Zeugumwelt* befaßt (vgl. S. 95 ff.). Im Alltagsleben wissen wir je schon implizit um die mannigfachen funktionalen Relevanzen der Objekte, mit denen wir umgehen, die wir gebrauchen, in denen wir wohnen, an die wir uns stoßen oder die uns Widerstand leisten usw. Wir erfahren diese Objekte nicht als „bloße Sachen“ (Husserl), sondern vorwiegend als Gebrauchsgegenstände oder als Zeug (im umfassenden Sinne des Wortes). Mit Werkzeugen erweitern wir unsere leiblichen Vermögen, schaffen uns die Möglichkeit, zielgerechter in die Umwelt einzugreifen; mit Maschinen und anderen technischen Hilfsmitteln beschleunigen wir einen Arbeitsprozeß oder vereinfachen die Produktion von Gütern (wobei damit bekanntlich auch soziale Probleme hervorgebracht werden); wir suchen Unterkünfte auf,

die Schutz gewähren, bedienen uns der Transportmittel, kaufen Eßwaren und verleiben sie uns ein, suchen Kleidungsstücke aus, die uns oder Anderen gefallen oder mißfallen, beachten (meistens) die Signale, die die Orientierung in der Umwelt erleichtern oder zur Befolgung bestimmter Verhaltensregeln mahnen. An diese Zeugumwelt paßt sich das Verhalten an; aber es verändert sie auch, indem es neue oder schon bestehende Objekte produziert und reproduziert. Und schließlich ist diese Zeugumwelt Zielpunkt von Deutungen und Typisierungen, die wir anhand tradiierter oder ausgehandelter Interpretationsschemata vollziehen. So mag sich ein Hammer zwar metallisch hart und kühl anfühlen, schwer oder leicht sein, nur daß Form, Gewicht, Härte usw. in der natürlichen Umwelt nicht primär als „objektive“, gegenständlich Qualitäten dieses physischen Dinges erfahren werden, sondern als praktisch relevante Eigenschaften innerhalb eines Netzwerkes von pragmatischen Funktionen. Ein Hammer ist unter Umständen zu leicht, weil die Wand zu hart ist, in die ein Nagel geschlagen werden soll, und eine Zange unter Umständen zu klein, um einen zu tief ins Holz geschlagenen Nagel zu entfernen. Derselbe Hammer kann, in einem anderen Zusammenhang, zur Abrundung einer Backsteinkante verwendet werden, doch würde auch eine Zange zu diesem Zwecke dienlich sein, sofern die Ausführungen der Armbewegungen und die Weise, wie das Werkzeug angefaßt wird, sich der neuen Verwendungsmöglichkeit der Zange anpassen. Doch nicht nur dies: der Umgang mit dem Werkzeug verweist auf ein zu erreichendes Ziel, und so auf einen Auftraggeber oder auf einen anonymen Käufer (vgl. S. 101 ff.); die Arbeit erfolgt in einem Regelkontext, der die Verwendung bestimmter Utensilien vorschreibt oder empfiehlt; sie steht in einem zeitlichen Horizont, nämlich demjenigen der Arbeitszeit oder der Freizeit, und schließlich dürfen die Verweisungen auf die technischen Kompetenzen, auf die motorischen Vermögen und die leiblichen Fähigkeiten des bzw. der Handelnden nicht übersehen werden. All das besagt nun freilich nicht, daß das Werkzeug nicht auch in einer vergegenständlichenden Einstellung zum Thema von kognitiven Zuwendungen und Erkenntnisinteressen zu werden vermöchte. Allein, Gurwitsch betont, daß das Resultat dieser vergegenständlichenden Blickwendung und Thematisierung sich sekundär aus dem praktischen Umgang mit den Objekten in der natürlichen Umwelt erst ergibt: „Die Wurzel der Gegenstandswelt liegt in der Lebenswelt, aus der sie sich durch Thematisierung ergibt“ (S. 144). Und dasselbe trifft auf den Anderen zu: wenn immer eine vergegenständlichende Einstellung zum Anderen

eingenommen wird und das kognitive Interesse auf bestimmte Sachfragen zielt – z. B. auf die Diagnose somatischer Symptome o. ä. –, dann geschieht dies sekundär aus der bereits erfahrenen praktischen und sozialen Lebenswelt heraus durch Einnahme einer objektivierenden Erkenntnishaltung: „Für den Arzt ist der Kranke kein Situationspartner, mit dem zusammen er in einer gemeinsamen Situation und gemäß dem Sinne dieser Situation etwas tut, wie es etwa sein Kollege ist, mit dem er den Fall berät. Vielmehr ist der Kranke ein Gegenstand, den der Arzt erkennen und bestimmen will“ (S. 27). Hier wie dort, und im Gegensatz zum traditionellen Ansatz, wurzelt die Vergegenständlichung in der lebensweltlichen Erfahrung, genau wie etwa bei Koffka dem *geographical environment*, das der Forschungseinstellung des Psychologen entspricht, das *behavioural environment*³³, d. h. die Welt der natürlichen Einstellung, vorausliegt.

Ein Vergleich mit den Befunden der Psychopathologie, genauer: mit den von Gelb und Goldstein vorgelegten psychologischen Analysen hirnpathologischer Fälle, bestätigt in Gurwitschs Augen die Vorrangigkeit der Lebenswelt auf indirekte Weise³⁴. Gelb und Goldstein führten einen Unterschied zwischen dem *konkreten* und dem *kategorialen* (oder *abstrakten*) Verhalten ein. Der erste Ausdruck diene zur Bezeichnung der sich vollständig an die konkrete Situationskonstellation heftenden, in den Grenzen dieser Situation verharrenden Verhaltensformen, während der zweite Terminus die generalisierenden, abstrahierenden und klassifizierenden Verhaltensformen bezeichnen sollte. Charakteristisch für das Verhalten von Hirngeschädigten, ganz gleich, ob sie an konstruktiver Apraxie, sensorischer Aphasie oder spezieller z. B. an Farbennamenamnesie leiden, ist nicht, daß sie eine Aufgabe beim Nachzeichnen einer einfachen geometrischen Figur zu bewältigen, Wollsträhnen verschiedener Farbnuance oder verschiedener Helligkeitsgrade nach einem eindeutigen Klassifikationskriterium zu sortieren oder ohne den umständlichen Umweg über die Erinnerung an konkrete Gegenstände den Namen einer Farbe anzugeben nicht mehr imstande sind, sondern die Tatsache, daß jedes dieser Symptome auf die Unfähigkeit hinweist, eine Einstellung zum Abstrakten, Potentiellen, Kategorialen einzunehmen. Der Raum bricht an den vier Wänden ab, in denen sich der konstruktive Apraxische

³³ Vgl. K. KOFFKA, *Principles of Gestalt Psychology*, New York 1963, S. 42 ff.

³⁴ Zu den Analysen des konkreten und kategorialen Verhaltens vgl. GURWITSCH, „Gelb-Goldstein's Concept of 'Concrete' and 'Categorical' Attitude and the Phenomenology of Ideation“, *Studies*, S. 359–384.

aufhält; ein Geschehen ist nur verstehbar, wenn es einen unmittelbaren Bezug zur konkreten Situation *hic et nunc* des Patienten aufweist; die roten bzw. rötlichen Farbnuancen der Wollsträhnen (oder anderer Objekte) sind für den Farbenamenamnestischen keine Repräsentanten von ‚Röte‘ mehr, so wenig die Helligkeitsnuancen als Repräsentanten von ‚Helligkeit‘ denkbar sind. Diese pathologischen Befunde interpretiert Gurwitsch nun mit einem gewissen Recht als Bestätigung seiner Feststellung, daß die Zeugumwelt oder Milieuwelt als ursprüngliche anzusetzen ist, denn es liegt bei pathologischen Fällen ein Rückfall auf eine primitivere, weniger komplexe Verhaltensorganisation vor.

Andererseits scheinen die Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie, die unter anderem die Entwicklung des sprachlichen, praktischen und kognitiven Verhaltens von der distanzlosen Verschmelzung mit der Umwelt bis hin zum abständigen Gegenüberstehen zur Lebenswelt zu ihrem Forschungsgegenstand hat, die Vorrangigkeit oder Ursprünglichkeit des konkreten Verhaltens zu bestätigen (vgl. S. 98 ff. und 111–112)³⁵.

So scheint die Lebenswelt auch in zeitlicher, und nicht nur in logischer Hinsicht, fundierend zu sein³⁶. Das aber heißt nicht, daß das Stehen in konkreten Situationen strukturell mit dem kindlichen bzw. mit dem durch Hirnläsionen beeinträchtigten Verhalten zur Umwelt gleichzusetzen wäre (vgl. 109). Die Vorrangigkeit der Lebenswelt besagt nur, daß der praktische Umgang mit Objekten innerhalb konkreter Situationen allen im eigentlichen Sinne vergegenständlichenden Erkenntnisakten, allen *cogitationes* vorausliegt, und daß damit die Organisation dieser Erfahrung eben *nicht* abhängig ist von diesen *cogitationes*, sondern vielmehr von den Strukturen dessen, was Gurwitsch entweder als „implizites Wissen“, als „Überzeugung“, als „Alltagsmeinung“, als „Leben in . . .“ oder auch als „Wissen um . . .“ (im Gegensatz zum „Wissen von . . .“) bezeichnet. Was der hirngeschädigte Patient nicht mehr, und was das Kind noch nicht überschauen und meistern können, ist das Feld abstrakter Kategorien und der Beziehungen zwischen diesen Kategorien und den konkreten Objekten und Vorgängen in der Lebenswelt oder Milieuwelt. Ferner zeigt sich an den Verhaltensstörungen der von Gelb und Goldstein analysierten Fälle auch der Verlust der impliziten Kenntnis pragmatischer Relevanzen.

³⁵ Zu weiteren entwicklungspsychologischen Aspekten vgl. GURWITSCH, *Das Bewußtseinsfeld*, S. 30 ff.

³⁶ Zu Gurwitschs Konzeption der Lebenswelt vgl. u. a. „The Last Work of Edmund Husserl“, *Studies*, S. 397–447; ferner „The Life-World and the Phenomenological Theory of Science“ *Phenomenology and the Theory of Science*, S. 3–32.

Genauer gesagt: der *pathologisch bedingte* Rückfall auf die Stufe der konkreten Einstellung bewirkt, daß z. B. dasselbe Werkzeug nicht mehr als je nach Situation einmal zu diesem, einmal zu jenem Zwecke verwendbar, oder daß dieselbe Rolle nicht mehr als von verschiedenen Personen spielbar oder übernehmbar erfahren wird. Doch gerade aufgrund dieser extremen Befunde wird erkennbar, daß das Verhalten in der natürlichen Umwelt oder in konkreten Situationen nicht pathologischer Art von Organisationsprinzipien beherrscht wird, die den Erfahrungssituationen selbst innewohnen, und nicht von außen an sie herangetragen werden. Und wenn ein Hammer oder ein Schraubenzieher zwar nicht ausschließlich in einer (und nur in einer), aber auch nicht in jeder beliebigen Situation zu irgendeinem Zwecke verwendet werden kann, eine Manipulation zwar nicht ausschließlich zur Erreichung eines (und nur eines), aber auch nicht jeden beliebigen Zieles dient, eine Rolle zwar von mehreren Personen übernommen, aber nicht in allen sozialen Interaktionen gespielt werden kann, dann sind dies Hinweise darauf, daß die Umweltsituationen nicht als Summen individueller Elemente, die einmal so, einmal anders nach Belieben kombiniert werden, sondern von Anfang an als „Gestalt“ funktionaler Beziehungen, als in sich organisierte oder strukturierte Konstellation aufzufassen sind.

Um den Übergang von der allgemeinen Analyse der Umwelt-Person-Beziehung im zweiten zur Untersuchung der drei Interaktions- bzw. Begegnungsdimensionen im dritten Abschnitt und um den Zusammenhang zwischen diesen beiden Abschnitten klarer hervortreten zu lassen, empfiehlt es sich, an dieser Stelle auf das im *Bewußtseinsfeld* behandelte Problem der Gestalt als der formalen Organisation der Erfahrung einzugehen.

Gurwitsch hat im Anschluß an Wertheimer³⁷ ausgeführt, daß eine Gestalt – und man könnte bereits hier im Hinblick auf die Interaktion verallgemeinern und hinzufügen: daß auch die Handlungssituation – „nicht aus ‚Teilen‘ zusammengesetzt gelten kann, wenn diese ‚Teile‘ als autonome Elemente verstanden werden. Genauer gesagt: man kann der Konfiguration [= Gestalt] nicht gerecht werden, wenn man sich an die Eigenschaften und Attribute hält, die ihre Komponenten aufweisen, oder wenn man sie aus der Konfiguration herauslöst und isoliert betrachtet. Der Grund dafür liegt . . . darin, daß eine Komponente der Konfiguration [=

³⁷ Vgl. M. WERTHEIMER, „Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt“, I, *Psychologische Forschung* 1922, 1, S. 47–58.

Gestalt], isoliert oder als autonomes Element genommen, davon derart radikal betroffen wird und so tiefgreifende Veränderungen erfahren kann, daß sie ihre phänomenale Identität nicht mehr bewahrt . . .³⁸ Das heißt also, daß die Bestandteile einer Gestalt je schon aufeinander bezogen sind, wobei die zwischen ihnen bestehende Beziehung von der Gestalt *als ganzer*, und nicht von der Summe der einzelnen Elemente stammt: „Unter Gestalt ist ein einheitliches Ganzes zu verstehen, das mehr oder weniger Details in sich schließt, wegen seiner ihm eigenen Gliederung und Strukturiertheit Kohärenz und Festigkeit aufweist und sich so . . . als organisierte und geschlossene Einheit heraushebt.“³⁹ Doch auch dies genügt im Grunde zur Definition der Gestalt nicht. Selbst die Ablehnung der Idee einer bloßen Und-Verbindung (Wertheimer) zwischen den Bestandteilen schließt die Möglichkeit eines in sich ruhenden Gewimmels von Elementen nicht aus. Deshalb müßte jedes dieser Elemente oder jeder dieser Bestandteile innerhalb der Gestalt einen Stellenwert besitzen, so daß für die Gestalt der Bezug des Ganzen zu den Teilen ebenso wie der Bezug der Teile zum Ganzen und untereinander gleichursprünglich konstitutiv sind. Erst mit dieser reziproken Beziehung läßt sich bestimmen, was zur Gestalt gehört und was nicht, welches ihre Komponenten und Eigenschaften sind und welche nicht. Eine konstitutive Komponente bedeutet für Gurwitsch, daß sie „ . . . an einer ganz bestimmten Stelle innerhalb der Struktur des Ganzen existieren und in der Organisation der Gestalt einen bestimmten Platz einnehmen [muß], der nur in bezug auf die Topographie des betreffenden Gebildes bestimmt werden kann. Wegen ihrer Aufhebung in der Struktur und Organisation eines Ganzen erhält die betreffende Komponente eine funktionale Bedeutsamkeit in bezug auf das Ganze.“⁴⁰

Da es sich bei der funktionalen Bedeutsamkeit um einen formalen Aspekt der Organisation von Erfahrung handelt, läßt er sich grundsätzlich auf das Phänomen der Interaktion übertragen und anwenden. Zum Abschluß dieser Bemerkungen zum Text von 1931 sei der Versuch gemacht, die drei von Gurwitsch behandelten Begegnungsdimensionen mit Hilfe des Begriffes der funktionalen Bedeutsamkeit zu umschreiben, bevor die Relevanz der Arbeit Gurwitschs für die heutige sozialwissenschaftliche Diskussion angegeben wird.

³⁸ GURWITSCH, *Das Bewußtseinsfeld*, S. 96–97.

³⁹ GURWITSCH, a. a. O., S. 97.

⁴⁰ *Ibid.*

Der Satz, daß jede Interaktion irgendwie strukturiert ist, dürfte sich als eine Binsenwahrheit ausnehmen. Wie aber Interaktionen strukturiert sind, und welche Merkmale zu deren Beschreibung und Klassifizierung als die entscheidenden gelten sollen, scheint eine überaus schwierige Frage zu sein, wie die vielen sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzungen zu diesem Problem beweisen. Welchen Standpunkt nimmt nun Gurwitsch zu diesem Problem ein? Statt die Kategorien „Gesellschaft“, „Gemeinschaft“ und „Bund“ aus der Soziologie seiner Zeit zu übernehmen, um mit deren Hilfe die verschiedenen Handlungstypen in den Griff zu bekommen, verfolgt er vielmehr das Ziel, die *Handlungserfahrung* und deren Organisation selbst einer möglichen Einteilung der mitmenschlichen Begegnungen in *Partnerschaft*, *Zugehörigkeit* und *Verschmelzung* zugrunde zu legen. Schon daran ist die phänomenologische Orientierung seines Vorgehens erkennbar: wie Handelnde sich und die Anderen in konkreten Situationen auslegen, und wie sie aufgrund dieser Auslegung in konkreten Situationen miteinander handeln, entscheidet darüber, mit welchem Interaktionstypus wir es von Fall zu Fall zu tun haben.

1. In der *Partnerschaft* begegnen sich die Akteure in einem rollenbezogenen Situationskontext; ihr Verhalten ist zweckrational auf die Erreichung bestimmter Ziele orientiert. So ist in dem vom Autor genannten Beispiel der Zusammenarbeit (vgl. S. 148 ff.) das Verhalten der einen Person funktional auf dasjenige der anderen bezogen und umgekehrt. Alles, was nicht auf die Arbeitssituation verweist, besitzt deshalb auch keine Stelle innerhalb der Situationskonfiguration, ist kein Bestandteil mit einer funktionalen Bedeutsamkeit. So wird der Sinn des Verhaltens von der Situation bestimmt, und nicht von den daran teilnehmenden Individuen, die austauschbar sind: „Wie wir uns verhalten, in welchem konkreten Sinne wir Partner sind, das wird . . . durch die Situation unseres Zusammenseins bestimmt . . . die Situation schreibt uns eine *Rolle* vor, die wir übernehmen, so lange wir in der betreffenden Situation stehen“ (S. 154). Wenn zwei Personen (die aber durch andere ersetzbar sind) einander in die Hände arbeiten, eine dritte Person ihnen dabei zuschaut, dann ist diese letztere zwar ein real vorhandenes Element der Umwelt (wie ein Baum oder ein Haus am Horizont es auch sind), besitzt aber keine funktionale Bedeutsamkeit innerhalb der Arbeitssituation und trägt damit zu deren Organisation nicht bei. Sobald diese dritte Person jedoch im Wege steht, tritt sie zwar nicht als ein neuer oder zusätzlicher Interaktionspartner in die Situation ein, sondern als ein zu umgehendes oder zu beseitigendes Hindernis; funktion und formal gesehen verhält es